

einen gewissen Nützlichkeitskoeffizienten beigebracht haben. Beredsamkeit entartete bei uns zu pastoraler Art und Rhetorik; die Tanzkunst bekam ihr literarisches Bußgewand; das Drama wurde Tendenzstück; die Musik starb hin unter der zentnerschweren Last von Religion, Ethik und Moral. Es wird, scheint's, heute in Holland von der Kanzel herab mehr über Beethoven geredet als über die Bergpredigt. Ist es da zu verwundern, daß geschäftstüchtige Kaufleute auch in der Musik ein Verdienstobjekt sahen und „Musikneuheiten“ schufen, einen Verkaufsartikel mit ziemlich konstantem Marktwert und leidlichem Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot? „Valencia“ hat einen festen Kurs; „Yes, we have no bananas“ hat Hausse und Baisse gekannt; das Kapital, das man in eine Jazzband steckt, gibt eine bestimmte, genau berechenbare Rente. Die sogenannte Vergnügungsmusik hat einen sehr reellen Wert — für die Produzenten sowohl wie für die Konsumenten.

Auf dem Gebiet der Vergnügungsmusik können wir im internationalen Wettstreit denn auch sehr wohl bestehen. In den Amsterdamer Kinos und Tanzdielen wird genau so gut und genau so verwerflich musiziert wie in den gleichen Lokalitäten von Wien, Prag und Madrid. Kaufmännische Fähigkeit hat aber mit Musikalität nur sehr von ferne etwas zu tun.

Anders steht es um den ideellen Nutzen, welchen Theologen, Pädagogen und Weltverbesserer aus der Musik zu ziehen gewußt haben. Man kann eine Beethovensche Symphonie sehr wohl für den lutherischen Gottesdienst verwenden, und eine Passionsmusik von Bach „eignet“ sich vortrefflich für Karwochen-Andachten. Ein berühmter Komponist soll einmal erklärt haben, daß der erste Teil der dritten Mahlerschen Symphonie Assoziationen für eine Maifeier der Arbeiter gab, und das ist nicht einmal eine Gehässigkeit. Aber schließlich konzipierte kein Komponist je ein Werk für den 1. Mai oder zur Erbauung einer namenlosen Masse. Man kann dergleichen wohl für diesen oder jenen Zweck verwenden; in jedem Falle jedoch sind sie Fremdkörper im Organismus der Musik.

Musizieren, Musikmachen um der Musik willen („weil's so schön klingt“ — oder so voll oder so falsch), das tut der Holländer nicht. Das kann er noch nicht — oder nicht mehr —, und was er nicht kann, was ihm nicht vorgemacht und erklärt ist, das taugt nichts. Er tut sich vielleicht gern alsob —, er hält sich für musikalisch. Aber er versteht die Musik (die neunzig Prozent handelswertloser Musik, die Musik von Mozart, Chopin, Debussy, Bruckner oder Franck) nur mit Hilfe seines theologischen oder ästhetischen Nachschlagewerkes. Nirgends fragt man törichter nach dem „Warum“ einer Musik als bei uns, nirgends wird in Zeitungskritiken und Unterhaltungen darüber ernsthafter gefaselt. In diesem Land kann ein kleiner Solist mit dem unbedeutendsten Konfektionsprogramm auftreten — die Presse öffnet doch die Schleusen ihrer Weitschweifigkeit. Uns ist unmöglich eine Gelegenheit geboten, dem Solisten mehr als vier Worte zu widmen, etwa „Er spielte sehr gut“ oder „Unvergleichlich sichere Stockführung“, dann ist da noch immer das Programm, über das man einen Kommentar liefern kann, dann ist da noch immer Beethovens Kraft und Männlichkeit, Mozarts göttliche Grazie, Mendelssohns weise Selbstbeschränkung und Brahms' Ernst.